



Das Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft im Tübinger Schloss

Hermann Bausinger

Neue Themen, neuer Name – 50 Jahre Empirische Kulturwissenschaft

Name ist Schall und Rauch. Die Einschätzung von Goethes Faust ist in vielen Fällen berechtigt. Oft ist der Name nur ein Ordnungs- und Identifikationsmittel; man weiß dann, wer oder was gemeint ist. Aber es gibt auch Fälle, in denen der Name, zumal der eigene, nicht gleichgültig ist – schon unter Kindern ist die spöttische Änderung von Namen ein Kampfmittel. Und Namen sind auch wichtig, wo die Benennung definiert, um was es inhaltlich geht. Das gilt etwa für Firmen, für Zweckverbände, für Parteien, Vereine und Aktionsgruppen; und es gilt in besonderer Weise für wissenschaftliche Institutionen, die mit dem Namen über ihre Fachdisziplin informieren, aber auch Veränderungen in Zielsetzung und Schwerpunktbereichen signalisieren.

Um einen solchen Fall geht es hier. Die Bezeichnung *Volkskunde* wurde seit Anfang des 19. Jahrhunderts verwendet für Bemühungen, den Blick zu öffnen für die kulturellen Traditionen des einfachen Volkes. Im Wirkungskreis der Aufklärung gab es zur Lebensweise unterer Sozialschichten nüchterne Darstellungen, die aber bald abgelöst wurden durch die

Konzentration auf gefällige Bilder der guten alten Zeit, gesteuert von der romantisierenden bürgerlichen Perspektive auf die bäuerliche Welt. Die proletarische Wirklichkeit und überhaupt die modernen Entwicklungen der Ökonomie und Gesellschaft blieben großenteils ausgespart. In den akademischen Bereich fand die Volkskunde vor allem Eingang über die Annahme, dass in den volkstümlichen Überlieferungen altgermanische Vorstellungen erhalten geblieben sind. Diese Annahme wurde in der Zeit des Nationalsozialismus rassistisch überhöht und in den Dienst imperialistischer Tendenzen gestellt. Mehr noch als der beschönigende Rückblick trug diese Unterstützung der Mission germanischer Herrschaft zur Kontamination des Begriffs Volkskunde bei, sodass es nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erst zögerliche und später entschiedene Anstrengungen zur Verbannung dieses Namens gab.

Um das Problem nicht nur abstrakt über das Kräftespiel von Ideologien zu verfolgen, mag es erlaubt sein, die Situation über persönliche Erfah-



rungen zu charakterisieren. Ich wurde gegen Ende meines Tübinger Studiums verschiedentlich gefragt, warum ich ausgerechnet bei der Volkskunde gelandet sei – Bollenhüte und Bauernschränke seien doch nicht mein Ding. Meine Antwort war in zwei gegensätzliche Argumentationslinien geteilt. Ich bekannte mein Interesse an kulturellen Realitäten, die in der Beletage feierlicher Vorführung exzellenter Kunstwerke ignoriert wurden. Ich erinnere mich, dass ich bei einer Wochenendtour nach Hause meiner Mutter ein Merkblatt zeigte, auf dem die vielen Brauchtermine und sonstige hervorgehobenen Kalendertage standen, und meine Mutter, die ich mit einer Diskussion über klassische Versmaße oder komplizierte Lautverschiebungen nie behelligt hätte, erzählte sofort vom Umgang mit jenen Terminen in ihrer Jugend. Und ich denke dankbar an die Exkursionen mit Professor Dölker (den Älteren durch sein Wirken im Heimatbund sicher noch bekannt), der uns mit der kargen bäuerlichen Wirtschaft auf der Alb vertraut machte, und der mit Hinweisen auf Haus und Gerätschaften, Erbrecht und Wirtschaftsformen, Bräuche und Tabus, Dialekte und Glaubensvorstellungen Einblicke in die Volkskultur des ländlichen Südwestens vermittelte.

Urig, aber nicht uralt – Bräuche wurden erneuert und erfunden

Gleichzeitig aber war ich enttäuscht darüber, dass über diesen – damals noch teilweise lebendigen – Gegebenheiten einer alten agrarisch bestimmten Kultur die neuen Entwicklungen im Zuge von Urbanisierung, Mobilisierung, Technisierung und auch infolge der Durchmischung der Bevölkerung so gut wie gar nicht ins Blickfeld genommen wurden. In der Volkskunde herrschte Nostalgie: Man hielt sich an die alten Traditionen, und parallel zu der populären Feststellung: *'s isch nemme dees!* konstatierte man: Es wird nicht mehr gesungen; die schönen Bräuche verschwinden alle; es wird nicht mehr erzählt. Dies war für mich ein Ansporn, in meiner eigenen Arbeit

eine Neuorientierung anzustreben. Ich machte darauf aufmerksam, dass wohl nie vorher so viele Bräuche erneuert und erfunden wurden wie in jenen Jahren, in denen sich beispielsweise die Fastnacht fast flächendeckend und ziemlich unabhängig von der dominierenden Konfession ausbreitete. Meine Dissertation widmete ich dem *lebendigen Erzählen*; und aufgrund vieler Erhebungen in Wirtshäusern und Schulen, bei alten und jungen Menschen konnte ich zeigen, dass es zwar keine Märchenrunden unterm Lindenbaum gab, aber viele und vielerlei Erzählungen in kleinen Gruppen, die manchmal alte Motive aufgriffen, aber auch mit neuen operierten.

Noch eine persönliche Erinnerung: In Zeitungen und Zeitungsbeilagen wurde in jenen Nachkriegsjahren oft über alte Traditionen berichtet, und ich wurde aufgefordert, etwas über *Heimatspflege* zu schreiben. Ich zögerte, denn ich mochte diesen Ausdruck nicht, weil er klang, als sei die Heimat eine Krankheit. Aber dann ging ich genau davon aus und wählte als Titel: *Kann man die Heimat pflegen?* Ich versuchte zu zeigen, dass die Sammlung von Relikten und die Erhaltung einzelner Kulturdenkmäler zwar angebracht sei, aber zu kurz greife und man sich vielmehr auf die gesamten Lebensbedingungen einlassen müsse. Leicht provozierend spitzte ich das zu mit einem Beispiel aus der Ostalb, wo mein Artikel erschien: Richtige Heimatspflege wäre es, die *Schättere* wieder voll in Betrieb zu setzen. *Schättere* war der geläufige Ausdruck für die Härtsfeldbahn, die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts auf schmalspurigen Gleisen und in sehr gemäßigter Geschwindigkeit die Stadt Aalen mit Neresheim und Dillingen verband und Arbeitern wie Ausflüglern zur Verfügung stand. Nach dem Krieg wurde ihr Betrieb stark eingeschränkt und in den 70er-Jahren eingestellt, inzwischen aber, dies sei hinzugefügt, durch eine ungemein eifrige Initiativgruppe als Museumsbahn wiederbelebt.

Ich greife diese Erinnerungen auf, weil sie Hinweise auf die Ausrichtung der Volkskunde geben

Weiterlesen?

Gerne senden wir Ihnen das Heft zum Preis von 15,- Euro zzgl. Porto. Bitte nennen Sie uns in Ihrer Bestellung die Nummer des gewünschten Heftes sowie Ihre Rechnungs- und Lieferadresse.

» [Bestellen](#)

Die landeskundliche Zeitschrift »Schwäbische Heimat« erscheint vier Mal im Jahr. Einzelhefte kosten 15,- Euro, ein Abonnement 60,- Euro/Jahr Euro, jeweils zzgl. Porto. Im Rahmen einer Mitgliedschaft im SHB erhalten Sie die »Schwäbische Heimat« kostenfrei, Der Jahresbeitrag für eine reguläre [Mitgliedschaft](#) beträgt 60,- Euro.

Weitere Infos [hier](#)

Sie möchten die »Schwäbische Heimat« kennenlernen?

Gerne senden wir Ihnen kostenlos ein älteres Probeexemplar. Der Versand von Wunschheften ist leider nicht möglich. Senden Sie uns einfach eine Nachricht mit dem Betreff „Probeexemplar“ und teilen Sie uns Ihre Lieferadresse mit.

» [Bestellen](#)

Lernen Sie uns auch unter www.schwaebischer-heimatbund.de kennen

Preis 15,- €

E4271F
ISSN 0342-7595

Schwäbische Heimat

Zeitschrift für Regionalgeschichte,
württembergische Landeskultur,
Naturschutz und Denkmalpflege

2021/2

April - Juni

Freispruch -
Katharina Kepler in Güglingen
Überlingen -
Mehr Dichter als Fischer

Fachwerk -
zukunftsfähige Sanierung
Theater Lindenhof -
40 Jahre Resonanzraum